

Ein Stück Leben

Autor(en): **Lang, J.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 27

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Ferienheim der Gemeinde Langenthal im Oberwald.

Von Alfred Bernet.

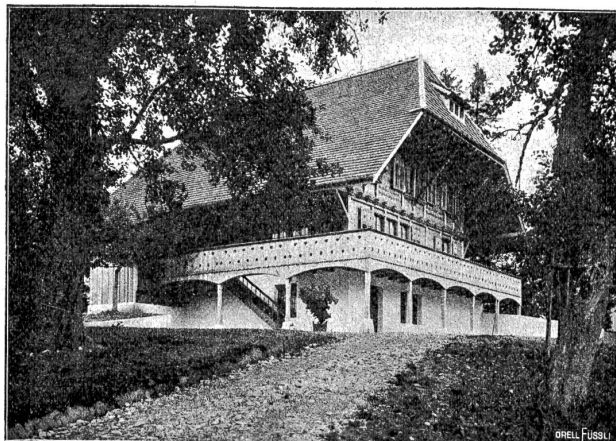
Das Unteremmental ist reich an lohnenden Ausflugs- punkten, lohnend auch deswegen, weil solche Punkte beinahe von jeder Ortschaft aus leicht zu erreichen sind. Arni, Ahorn, Neflisboden, Lushütte, Lüdern, Kapf sind die Ziele vieler Sonntagsbummler, ganzer Familien, die, mit Stock und Rucksack bewaffnet, an schönen Sonntagen sich einige Stunden Weges nicht verdrießen lassen, wenn die Aussicht lohnend ist.

Von Huttwil über Wyhachen gemächlich wandernd, gelangen wir in schwach zwei Stunden in den Oberwald. Von Dürrenroth an der Linie Huttwil-Sumiswald-Ramsel ist das gleiche Ziel in einer schwachen Stunde erreichbar. Ein neu angelegtes Sträßchen ist auch für Fuhrwerke leicht benutzbar. Im Oberwald vereinigen sich die beiden Wege, der von Wyhachen und derjenige von Dürrenroth zu einem ansehnlichen Sträßchen, das, südwestlich verlaufend, nach dem in einer sonnigen Mulde gelegenen Dorfe Wasen führt.

Im Oberwald steht eines jener bestbekanntesten währ- schaftlichen Landwirtschäuser mit dem breit herabgezogenen Dach, dem mächtigen, halbkreisförmigen Dachbogen, dessen Untersicht hier zudem von einem ländlichen Künftler, ähn- lich wie beim Tierlihaus in Narwangen, mit allerlei Tier- figuren und symbolischen Bildern bemalt ist. Die Fassade zeigt im obern Teil rechts Adam und Eva unter dem Lebens- baume, eine naive, aber nicht ungeschickte Darstellung. In Niederkerli soll dasselbe Bild an einem Hause zu sehen sein. Das links danebenstehende Bild stellt den Verkauf Josephs an die Ägypter dar. Die Malereien stammen, wie überhaupt der Bau des Wirtshauses, aus dem Jahre 1762. Gewiß hatte dieses Haus von jeher seine bestimmte Aufgabe: Es versorgt den Wanderer mit Speis und Trank und allem dem, dessen er zu seines Leibes Notdurft bedarf. Weit dehnt sich die wellige Ebene vor des Beschauers Auge: Kleine Obstbaumwälder, woraus da und dort ein rotes Ziegeldach leuchtet, dunkelstehende Tannenwälder mit hell- grünen Lichtern verlieren sich in stundenweiter Ferne, und wenn es das Wetter gut meint, so grünen aus blauer Weite die sanft gewellten Jurahöhen herüber.

Hier steht das Ferienheim der Gemeinde Langenthal in einer Höhe von 885 Metern. Von Oberwaldwirt Hans Steffen im Jahre 1908 erbaut, übernahmen die Langen- taler die Innenausstattung. Harmonisch fügt sich der leichte Bau mit den weißen Fundamentmauern in das ländliche Bild ein und das helle Holz des Oberbaues und der Lauben hebt sich scharf vom waldigen Hintergrund ab. In den freundlichen Fensterreihen der Vorderseite entzündet die Morgen- sonne glänzende Lichter. Der untere Raum ist einfach, aber zweckentsprechend eingerichtet. Neben fünf kleinen Zimmerchen mit je zwei eisernen Bettstellen finden wir 3 große, helle Schlafsäle. In den Gängen hängen in langer Reihe die Waschbeden der kleinen Sommerfrischler. Ein geräumiges Eckzimmer mit langen Tischen und freund- lichen Bildern an den Wänden dient bei schlechtem Wetter auch als Spielzimmer. Die Schüler besorgen unter der Aufsicht der beigegebenen Lehrer die Zimmer selbst. Zu ebener Erde ist die Küche eingebaut, mit großem Kochherd, Aufzug und allem, was zur Verpflegung einer appetit- gefegneten Jungmannschaft nötig ist. Die ganze Verpflegung wird in Regie besorgt; Milch und Brot liefert der Wirt, alles weitere bringen in neuerer Zeit die Kolonisten selbst mit sich. Das Haus bietet Platz für 34 Schüler, von denen die Hälfte pro Tag Fr. 1.80 entrichtet, während die andere Hälfte auf den Rat des Schularztes und auf Kosten der Gemeinde die Ferienzeit hier zubringt. Von Anfang Juli bis zirka 19. August wird das Ferienheim

für die zwei Langenthaler Kolonien bereit gehalten. Am 7. Juni und Ende August ermöglicht der Verein für Jugend- fürsorge zwei weiteren Kolonien aus obern aargauischen Ge-



Das Ferienheim der Gemeinde Langenthal im Oberwald.

meinden den Aufenthalt in frischer Waldluft. So wird das Ergebnis der Inventute-Marken 68 kränklichen Kindern wäh- rend der Schulzeit einen gesundheitsfördernden Aufenthalt bei guter Milch und Pflege gestatten.

Man kann den wohlthätigen Einfluß des Aufenthaltes leicht feststellen, wenn man die Kinder kommen und nach zirka 4 Wochen abreisen sieht. Sind diese gebräunten, rot- haftigen Gesichter, diese lachenden Buben und Mädchen die- selben, die vor wenig Wochen müde und stille in Dürrenroth ausstiegen? Diese Frage drängt sich dem Beobachter auf. Man muß sie aber gesehen haben, wie sie sich tummeln im Walde! Im Sommer, wenn die Erd- und Heidelbeeren reif sind, herrscht lebhaftes Treiben, munteres Gezwickler und Gelächter unter den laubigen Kronen. Die Buben streifen dann ungebunden in den wohlbestandenen Wäldern umher bis hinüber zum „Berhäggenknübel“, wo der Sage nach ein Schloß gestanden haben soll; der Geschichtsforscher will in dem von allen Seiten steil ansteigenden Hügelkopf eine gallo-helvetische Wallburg erkennen, daher die Sage.

Die Gegend ist reich an historischen Zügen, Sage und Geschichte reichen sich hier die Hand, und kein Geringerer als Gotthelf ist ihren krausen Windungen nachgegangen und hat hier Stoffe zu seinen Erzählungen geschöpft. Hier ist die Heimat der erschütternden Erzählung „Die schwarze Spinne“. Ganz nahe liegt ja der Weiler Hornbach, wo an Stelle des durch Gotthelfs Sage bekannt gewordenen Hauses sich ein behäbiges neues Gebäude dehnt. So verschwindet auch hier allmählich das Alte; der Kundige aber findet seine Spuren leicht und freut sich der sinnigen Weise, womit die geistig regsame Bevölkerung den alten Sagenhort hütet.

Ein Stück Leben.

Eine Erzählung von J. B. Lang.

Seit fünfundzwanzig Jahren sitzt Tante Anna am Fenster da oben, hinten am grünen Straßenpiegel, schiebt die weißen Mullvorhänge ein wenig zurück und beobachtet das Leben auf der Straße.

Vor dreißig Jahren ist sie in die Wohnung gezogen, drei Stuben, eine Küche und eine Kammer, ein Teil des Kellers und ein Stück Garten hat sie damals mit Tante Rosa gemietet. Anfangs hatte Tante Rosa den Sitz am Fenster inne — da war der eine Vorhang immer ein wenig zurückgeschoben, denn Tante Rosa konnte mit ihren gichtigen Händen nicht jedesmal den Vorhang heben, wenn jemand

unten auf der Straße vorbeiging, der ihr fremd oder wichtig war, oder sonst ein Vorgang sich abspielte, der ihr nicht entgehen durfte. Damals war auch der Straßenpiegel gekauft worden, und so gab er nun schon dreißig Jahre das Leben der Straße auf- und abwärts in seinen hellen Scheiben wieder — aber seine Helligkeit hatte nicht gerade zugenommen dabei. Tante Anna störte das nicht, daß er nun allmählich erblinden wollte. Denn damals schon wie heute noch sah sie nur wenig in den Spiegel, sondern sah lieber Menschen und Vorgänge selbst. Als nämlich Tante Rosa gestorben war, fünf Jahre nachdem sie in die Wohnung gezogen waren, da nahm sie, Tante Anna, den Platz am Fenster ein, strickte Strümpfe und Pulswärmer, Seelenwärmer und Bettdecken — nun schon fünfundzwanzig Jahre lang —, versorgte die ganze Familie mit warmem Wollzeug, ließ die alte, taube Magd die Küchenarbeit tun und ließ das Leben da unter sich gehen, wie es eben wollte und sah ihm stillgelassen zu. Sie wußte — so laut und bewegt es eben auch sein mochte, es wurde wieder still — und so totenstill es eben war, es wurde wieder lebendig, gerade wie es dunkel wurde nach dem Tage und hell nach der Nacht und wie die Bäume grün wurden, wenn der Frühling kam, blühen, wenn Sommer war, Früchte trugen im Herbst und fahl und grau wurden im Winter. So sehr es wechselte, es blieb doch immer daselbe — und wie auch alles daselbe blieb, es war doch Wechsel darin. Junge kamen und wurden alt, Alte gingen und Junge kamen. Das blieb immer im gleichen Gang — das wechselte ein wenig die Farbe, ein wenig das Gesicht — die Augen ein wenig, den Namen — aber es war immer daselbe.

Sie war nun alt und grau und gelassen mit ihren fünfundsiebzehn Jahren und hatte viele Runzeln im Gesicht und Falten in den Lippen und ihre Hände waren dürr und welf und ihre Augen trübe. Es ging auch nicht mehr so wie früher mit dem Gehen, mit dem Büden und Stehen, mit dem Hantieren und Arbeiten — es ging alles mit Geächz und Gestöhn und Besäwerde — und manches ging auch gar nicht mehr. Nur das Stricken, das Klappern mit den Nadeln, das war noch so leicht und flink und geschickt wie vor Jahren — und das ging so von selbst geradezu, daß sie noch in ihr Nachmittagschlafchen hinein stricken konnte und schon vor dem rechten Wiedererwachen die Nadeln wieder klappern ließ. . . .

Nicht immer war Tante Anna so still und gelassen und gleichmäßig gewesen, nicht immer war sie „Tante“ gewesen. Fünfzehn, sechzehn, siebzehn war sie auch einmal — und da war sie frisch und led — und sang, wenn sie morgens aufstand, und sang, wenn sie abends schlafen ging — und saß über Tag nirgends still, und auch ihr Mundwerk brauchte nie der Nachhilfe. Dann ward sie achtzehn, neunzehn und zwanzig — und da tanzte sie, wo einer eine Geige strich oder eine Harmonika zog oder eine Zither schlug, wenn nur noch ein lustiger Bursch dabei war, der sie in seine Arme nahm und herumwirbelte. Und sie sah auch aus und um in jenen Jahren, wer der Schönste sei und Stärkste und welcher am lustigsten sei und am leichtesten tanze, und es war nicht einer nur, der ihr gefiel. Sie selbst aber war damals wie ein Apfel, in den man beißen möchte, wie ein Pfirsich, der vor der Reife steht, wie eine Rose, die der Morgentau öffnet und aus der Knospenhülle lodt. Ein paar Jahre später — da war sie fünfundzwanzig und war wie ein Apfel, der sich vom Zweige lösen möchte, war wie ein Pfirsich, der des Pflüdens harrt, wie eine volle Rose, die blüht und duftet und die Königin des Gartens ist.

Und eine Königin war sie damals — ganz heimlich und verschwiegen, ganz selig in goldenen Träumen, ganz Liebe auf blühenden Wegen, auf mondlichthellen Pfaden, und Brust an Brust und Hand in Hand hinter schweigenden Hecken, in Winkel und Schatten. Sie sang manchmal, und es war ein Seufzer gemeint — sie seufzte manchmal, und

es war ein Singen gemeint. Und es war ein Glück und ein Leid, ein Leid im Glück, ein Glück im Leid — so köstlich — wie Blüten im Mai, wie Vogellied im Sommer. Und es war ein Erwarten, Gedulden, Sehnen und Erschleichen — so köstlich in seiner Gefahr und so gefährlich in seiner Köstlichkeit. Und der Frühling hatte die Liebe geweckt, und geblüht hatte sie im Sommer, und eingeschlafen war sie im Herbst und gestorben im Winter. Und tot und begraben lag sie in einem jungen Herzen.

So wurde sie achtundzwanzig und neunundzwanzig und dreißig und fünfunddreißig — und da war sie „Tante“ Anna — ganz auf einmal in aller Munde — und sie mietete mit der Schwester die kleine Wohnung, drei Stuben und Küche und Kammer, ein Teil Keller und ein Stückchen Garten — und fünf Jahre hatte die Schwester Rosa am Fenster gesessen, fünfundzwanzig saß sie nun schon da — und da unten ging das Leben seinen gleichen Gang, auf und nieder — und sie war alt und gebrechlich, grau und runzelig, gelassen und ergeben und strickte Strümpfe, warme Puls- und Seelenwärmer und weiße Bettdecken mit allerlei Mustern.

Sie weiß das Leben auswendig, das sich auf der Straße und im Städtchen abspielt — aber sie sieht und hört doch immer wieder danach. Und am Nachmittag um halb fünf, da sieht sie besonders scharf auf die Straße — und wird's einmal ein paar Minuten später, bis sie den ersehnten Tritt hört, da öffnet sie den Fensterflügel und sieht die Straße hinauf — und endlich kommt „er“, da errötet sie fast ein wenig und schließt den Flügel und sieht hinter dem Vorhang, wie er unten vorbeigeht, mit seinem weißen Bart, mit seinem grauen Haar, mit seinem großen Hut, der nun beinahe grün geworden, während er doch einmal schwarz gewesen war. Da geht er müde und schwer, alt und gebrechlich, und nur sein Stod stößt noch auf die Steine auf wie in früheren Jahren, ja noch schwerer fast und härter. Und sie sieht ihm nach — und lacht nicht und weint nicht und seufzt nicht einmal — es ist alles still in ihr.

Und eines Tages war's halb fünf — und er kam nicht, war's fünf, war's sechs und sie blinnte noch vergebens die Straße hinauf — und ein halb Stündchen später vernahm sie die traurige Kunde. Da dünkte sie die Welt verändert und verkehrt. Und es war ihr als fehle ihr etwas im Leben, als fehle etwas im Getriebe da unten.

Sie hatte einen Kranz gemacht aus Tulpen und Hyazinthen, Stiefmütterchen und Syringen, Veilchen und Rittersporn, aus allen Blumen ihres Gartens — und diesen Kranz ließ sie durch einen Boten bringen. —

Und dann kam er — anders wie sonst — in dem dunklen Wagen, an dem hinten ihr Kranz hing, und Fahnen folgten ihm und viele Menschen, Männer, die einst seine Schüler gewesen waren, Männer mit grauen Bärten und grauem Haar, Jünglinge und Knaben, und sie schritten alle stille und ernst, und da und dort hing eine Träne in einem Männerauge — und er vor ihnen voraus, in seinem schwarzen Sarge, in dem schwarzen Wagen, an dem ihr Kranz hing.

Sie begrub den Rektor mit allen Ehren, die er verdient hatte.

Und Tante Anna stand am Fenster und sah seiner Leiche nach. Sie trauerte — und ihr Trauern wurde ein Träumen. Einen Weg sah sie, weit ins Land — und blühende Bäume — und Blumen am Wege — und er pflückte eine, eine Kornblume war's, und steckte sie ihr in die Brustkrause — und er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie und küßte sie. Und sie ihn wieder. . . .

Und doch mußten die zwei auseinandergehen. —
Jetzt wird der Pfarrer seinen Nachruf halten, dann werden sie seinen Sarg hinablassen und morgen geht das Leben seinen Gang wie alle Tage. Nur „er“ fehlt Tante Anna.